

## Der Kampf um Rom, vom Züricher Frieden (10. November 1859) bis zum Tode Cavour's (7. Juni 1861).

Seit dem Mai dieses Jahres ist so viel über die römische Frage geschrieben worden, daß man bis zu deren erstem Auftauchen zurückgehen muß, um in der Öffentlichkeit eine ähnlich lebhafte Erörterung dieser Angelegenheit zu finden. Die gespannte Aufmerksamkeit weiter Kreise, durch bekannte Ereignisse der Gegenwart herbeigeführt, möchte die Schleier der Zukunft lüften und würde lieber vom heutigen Stand oder von aussichtsreichen Lösungen der römischen Frage hören als von allen Geschichten. Indes bieten gerade in dieser Sache die einstigen Vorgänge wegweisende Ausblicke und schätzbare Anregungen, vorausgesetzt, daß man sie genau kennt, genauer, als sie in allgemeinen geschichtlichen Werken erzählt zu werden pflegen.

Wir beschränken uns auf die kurze Zeitspanne, die in der Überschrift angegeben ist, etwas mehr als anderthalb Jahre. Ehe man sich dessen versah, entwickelte sich aus der italienischen Frage die Kirchenstaatsfrage, aus dieser die römische. Soll die politische Umgestaltung Italiens, welche die Nachsitzung des Pariser Kongresses (8. April 1856) auf die europäische Tagesordnung gesetzt hatte, in einer Bundesgestalt erfolgen (Staatenbund, Bundesstaat), oder in der des Einheitsstaates: das war der Kern der italienischen Frage. Es ist jüngst hier dargelegt worden, wie Cavour, den Abmachungen von Villafranca und Zürich entgegen, die Ereignisse zum Einheitsstaat hinsteuerte. Das führte zur ersten Aneignung päpstlicher Provinzen, der flugs weitere folgen sollten. Und schon wurde die Kirchenstaatsfrage zur Frage nach dem Mindestmaß der Kirchenstaatsausdehnung. Der Radikalismus regierte die Stunde, und der führende Staatsmann verkündete den Italienern das radikalste Evangelium: Roma capitale, nichts und null bleibt vom Kirchenstaat übrig. Im Sinn des nationalen Einheitsstaates wurde die römische Frage aufgeworfen und schon grundsätzlich erledigt, wenn auch die tatsächliche Erfüllung sich



noch ein Jahrzehnt hinauszuziehen sollte. Als der Nationalismus aber die römische Frage für abgetan hielt, erhob der Katholizismus die römische Frage, und die ist heute noch offen, heute offener als je seit 45 Jahren.

Brennend wurde sie von dem Tage an, an dem der Schöpfer Neu-Italiens das Endziel des schon fast vollendeten Einheitsstaates mit den Worten enthüllte: „die ewige Stadt, auf die 25 Jahrhunderte jeglichen Ruhm gehäuft haben, soll die glänzende Hauptstadt des italischen Reiches werden“. So sprach Cavour in dem bereits ober- und mittelitalischen, noch nicht gesamtitalischen Parlament, dem ersten, in dem Toskaner und Modenesen, Parmesaner und Romagnolen Platz genommen hatten, und das am 2. April 1860 vom König mit dem Wort eröffnet worden war: „Italien den Italienern.“ In dessen zweiter Session, am 11. Oktober, proklamierte Cavour die künftige Hauptstadt, am 12. wußte Europa, wohin der Kurs gehe. Dieses Roma capitale war der Kapitalirtum Cavour's; auch vom bloß politischen Standpunkt Sardinien's. Einer der besten Freunde und Kenner des sardinischen Ministers, „Papa Massimo“, wie Cavour ihn vertraulich nannte, zweifelte, ob es ihm damit ganz Ernst, oder ob das schallende Programm nicht etwa bloß ein Lockmittel war, um schwankende Garibaldianer und neu- oder halbbekehrte Mazzinisten bei der Fahne Piemont's zu halten. Wenn es nicht Massimo d'Azeglio wäre, der diese Meinung hegte, möchte man stracks widersprechen, denn allzu eifrig hat Cavour in den noch übrigen acht Monaten seines Lebens die gedachte „Lösung“ der römischen Frage betrieben. Anderseits liegt ein d'Azeglio entgegengesetztes Zeugnis vor. Ein nicht geringerer Kenner aller Falten und aller Heimlichkeiten der piemontesischen Politik, der nicht umsonst auf den günstigsten diplomatischen Beobachtungsposten, Turin und Rom, acht Jahre zugebracht hatte, Gramont, erklärte, die „römischen Aspirationen seien weder italienisch, noch piemontesisch, sondern Cavourisch“. Er meinte wohl, daß Cavour die Geister gerufen, den römischen Aspirationen ihre leidenschaftliche Bewegung gegeben hatte. Wie dem gewesen sein mag, im ersten gesamtitalienischen Parlament, im März 1861, wogte und wallte es rings um Cavour: wie steht's mit dem „Polarstern“ nationaler Politik, mit Roma capitale?

Weil aber nun jemand wie Cavour und zugleich ein politischer Künstler, wie es Napoleon III. jedenfalls damals noch war, sich in der angegebenen Zeit ununterbrochen mit der römischen Frage beschäftigten, konnte es nicht ausbleiben, daß geistreiche Möglichkeiten zur Erörterung kamen und das



Problem gründlich durchdacht worden ist, mag es auch von einem einseitig politischen, der zeitlichen Herrschaft des Papstes zudem feindlichen Standpunkt gesehen sein.

Erst im Jahrzehnt nach dem Tode Cavour's (1861—1871) traten in der Welt der Thaten die entscheidenden und folgenschweren Ereignisse ein; in der Welt der Ideen und Pläne aber lag alles fast fertig vor, ehe Cavour gestorben ist. Die wichtigsten Schritte auf dem vorgezeichneten Weg sind die Septemberkonvention 1864 und nach der Einnahme Roms das Garantiegesetz (13. Mai 1871). Nun war die Septemberkonvention von 1864, was das Wesentlichste betrifft, schon im Juni 1861 fast abgeschlossen; der Tod Cavour's zerriß die angespannenen Fäden. Das Garantiegesetz geht aber nicht bloß im wesentlichen, sondern auch in den meisten Einzelheiten auf Leitideen und Anregungen Cavour's zurück, die bereits zu fertigen Entwürfen ausgestaltet waren. Die Epigonen lebten vom Geist Cavour's. Aber ist es nicht etwas wie ein Geschichtsgesetz, daß der überragende Geist im Leben und darüber hinaus gleich einer Naturkraft wirkt und waltet, während die vergleichsweise untergeordneten Köpfe auf die fleißige Ausnützung solcher Naturkräfte angewiesen sind, mögen sie es Wort haben oder nicht?

Wir wollen erzählen, wie der diplomatische Kampf um Rom innerhalb der angegebenen Frist verlaufen ist. Daraus fällt Licht auf die Eigenart und das Kernwesen auch der heutigen römischen Frage.

\* \* \*

Noch war in aller Erinnerung, daß der 1. Januar 1859 wie eine Bombe in die Staatskanzleien, die politischen Salons, die Börsen, die Redaktionen eingeschlagen hatte, und die Ursache dabon die wenigen kühlen Worte des Kaisers Napoleon an v. Hübnern gewesen waren, beim Empfang des diplomatischen Korps. Erwiesen sie sich doch in der That als der Auftakt zum Kriege. Nun brachte die Jahreswende 1859 auf 1860 wieder so große Überraschungen, daß man sich erstaunt fragte, ob es fürder zu den Gewohnheiten der kaiserlichen Politik gehören werde, der Welt niedererschmetternde Neujahrs Geschenke zu widmen. Man war gen Ausgang 1860 auf nichts Schreckliches gefaßt. Eben erst war das heuschwerliche Friedenswerk von Zürich unter Dach und Fach gebracht worden. Die Lage Italiens blieb freilich unsicher und drohend. Die Rechte der entthronten Fürsten fanden zwar im Friedensvertrag einen würdigen Platz, man hatte sie feierlich vorbehalten, aber keinen Protest dagegen erhoben,



daß deren Länder seit Monaten mit Piemont so gut wie vereinigt waren. Im italienischen Staatenbund sollte der Papst den Ehrenvorsitz führen, zunächst aber waren die vier Provinzen vom Kirchenstaat losgerissen worden, die man gewöhnlich die Romagna nannte: Bologna, Ferrara, Forlì, Ravenna. Allein es war ja ein Kongreß in Aussicht genommen, dem es oblag, alle schwebenden Fragen ins reine zu bringen.

Da traten an der Jahreswende und am Jahresbeginn mehrere Ereignisse ein, welche die Zubersticht, nach dem Friedensschluß würden geruhige Zeiten kommen, aufs schwerste erschütterten. Wetterzeichen sind es gewesen, die dartaten, daß die italienische Politik des Kaisers Napoleon durch Villafranca und Zürich nicht von ferne zur Ruhe kam, vielmehr neue Verbindung mit den nationalen Parteien in Italien zu suchen schien und sich wider die zeitliche Herrschaft des Papstes, wider den Kirchenstaat zu richten begänne. Es begreift sich, daß manche zunächst nicht daran glauben wollten. Von vielem andern abgesehen, stand ja seit zehn Jahren zum Schutz des Papstes eine französische Garnison in Rom, und beanspruchte bisher das napoleonische Empire als die Schutzmacht der römischen Kirche angesehen zu werden. Um so verblüffender wirkten die deutlichen Zeichen.

Das erste Ereigniß war eine Flugschrift. Sie erschien am 22. Dezember 1859; mit überfeinem Geschick hatten Regierungsblätter auf das Erscheinen aufmerksam gemacht, mit ehrfürchtiger Bewunderung, ja fast mit inbrünstiger Andacht sprachen sie von dem Schriftchen. Es führte den Titel „Der Papst und der Kongreß“ und kam anonym heraus. Noch ehe der tatsächliche Verfasser, de La Gueronnière, allgemein bekannt wurde, war es ein öffentliches Geheimniß, daß der Kaiser irgendwie daran beteiligt sei. Am 23. Dezember notierte Viel-Castel, die Schrift werde dem Kaiser selbst zugeschrieben; am folgenden Tage, der Kaiser gestehe die Vaterschaft. Am 25. meldet Lord Cowley nach London, der Kaiser leugne, die Broschüre geschrieben zu haben, bestätige aber, daß er den Inhalt billige. Am gleichen Tage schrieb wieder Viel-Castel, im Salon der Prinzessin Mathilde finde man die Schrift bewundernswert, jedoch dem Papsttum zu günstig. Immerhin strahlten die Bernegroß-Atheisten und kleinen Ungläubigen, die sich dort zu versammeln pflegten, vor Weihnachtstfreude über das gedemüthigte Papsttum. Bald kam das Echo Europas. „Weshalb“, so fragte ein Schriftsteller, „weshalb erschöpft sich von einem Ende des Welttheils zum andern die Religionslosigkeit und die Revolution im Lob dieser Schrift? Weshalb diese verzückte Seligkeit



darüber im Lager der Feinde des Papsttums?“ „Schon schlugen, wie uns die Times berichten, hochkirchliche Pastoren Albions den Ezechiel auf, um den Fall Babylons zu verkünden, die Erniedrigung Roms zum Sitz eines Dalai Lama“, schrieb am 5. Januar 1860 die Augsburger Allgemeine Zeitung. Schon am 1. Januar hatte sie Stellung genommen: „Es gibt ein unsichtbares Band, welches den Herrscher im Westen zwingt, auch wenn er nicht will, ein revolutionärer Kaiser zu sein, und welches ihn fortreibt, bis seine und Europas Geschicke sich erfüllt haben.“ Die geheimnisvolle und doch durchsichtige Urheberschaft war eine Hauptursache des Weltlärms, den die Broschüre veranlaßte; den dürftigen Gehalt zu zerpflücken, gelang den zahlreichen Streitschriften, die dawider erschienen, nicht schwer. Weshalb aber haben die Gegner des Papsttums so unbegrenzte Freude darüber empfunden, da der Verfasser die Notwendigkeit der zeitlichen Herrschaft so stark als nur möglich betont und sich bemüht, in ehrfürchtigen Worten vom Papst zu reden? Neben die Notwendigkeit der zeitlichen Herrschaft stellt er die Unmöglichkeit einer zeitgemäßen Herrschaft des Papstes. Daraus wird abgeleitet, daß diese Herrschaft dem Gebiet nach auf das äußerste Mindestmaß beschränkt werden müsse. Daher kommt die Bombenwirkung der Schrift. Wie wird der Schützer der römischen Kirche sich zu der schwierigen Aufgabe stellen, dem Papst vier verlorene Provinzen wieder zu verschaffen? so dachten viele. Und nun kam die halbkaiserliche Flugschrift und befürwortete, dem Papst auch alle anderen wegzunehmen, ihm nur die Stadt Rom zu lassen. Was sonst in der Schrift stand, kam neben dieser zukunfts-schweren Feststellung nicht in Betracht. In dem Sinn sahen die scharf, welche den Hauptsatz der Schrift in der Phrase fanden: „Je kleiner das Gebiet, um so größer der Papst.“

Man war noch in den Anfängen der Polemik, welche sich an das Erscheinen der Schrift angeschlossen, als ein bedeutungsvoller Wechsel im Pariser Auswärtigen Amt eintrat. Walewski, der Gegner der Cavour'schen Politik, machte einem Diplomaten Platz, der für die italienische Politik des Kaisers mehr Verständnis besaß, dem bisherigen Votschafter in Konstantinopel, Thoubenel. Vierzehn Tage später erfolgte der gleiche Wechsel in Turin. Cavour war wieder am Ruder.

Zwischendurch hatte abermals eine erstaunliche Veröffentlichung stattgefunden. Im „Moniteur“ vom 11. Januar stand ein Brief des Kaisers an den Papst zu lesen, der das Datum vom 31. Dezember 1859 aufwies. Das Wesentliche darin war die Aufforderung, auf die empörten



Provinzen zu verzichten und als Taufobjekt von den Mächten die Garantie des noch übrigen Kirchenstaates zu erbitten. Wie oft kam später Cavour auf diesen Brief zurück, in Briefen und in Reden! Er berief sich viel häufiger darauf, als auf die „berühmte Broschüre“. Dieser Brief sei so viel oder mehr wert als Magenta und Solferino. Er läutete der Priesterherrschaft das Züggelbälein. Er stellte fest, daß der Kirchenstaat nicht unberührbar ist. Wenn vier Provinzen entrisfen werden können, warum nicht auch mehr? Man würde ja nur das Prinzip anwenden: Je kleiner das Gebiet, um so größer der Papst! Den nächsten Schritt auf dieser Bahn tat König Viktor Emanuel.

\* \* \*

Hatte Kaiser Napoleon dem Papst empfohlen, in das Unvermeidliche sich zu fügen, mit der Abtretung der Romagna sich abzufinden, so wandte sich nun König Viktor Emanuel an den Heiligen Vater, um ihn für den Vikariatsplan zu gewinnen, den dann Kaiser Napoleon seinerseits unterstützte. Danach wäre die Souveränität über die vom Papst dem König als päpstlichem Vikar überwiesenen Gebiete beim Heiligen Stuhl verblieben. Statt sich aber auf die Romagna zu beschränken, erbat Viktor Emanuel in seinem Brief an Pius IX. (6. Februar 1860) auch das Vikariat über die Marken und Umbrien, verlangte also statt vier Provinzen dreizehn. Der Briefüberbringer, Abbate Stellardi, hatte die Weisung, ausdrücklich geltend zu machen, daß dem Papst aus den Vikariatsprovinzen große Einkünfte verbleiben sollten, die Vikariatsbefugnisse vertragsmäßig festzustellen seien, der König sich verpflichte, das päpstliche Gebiet auch mit den Waffen gegen alle Angriffe zu verteidigen; im Angesicht Europas werde er diese Pflichten auf sich nehmen und deren Übernahme den Signatarmächten des Wiener Kongresses kund geben.

Aber keine wie immer gearteten Bürgschaften konnten gegen den Schrecken aufkommen, den die fortschreitende Aspirationspolitik einflößte. „Anfangs sprach man nur von der Romagna, jetzt fordert man schon die Marken und Umbrien“, sagte Pius IX. zu Stellardi. Das Entsetzen der römischen Kreise über die steigende und nahende Flut sardinischer Begehrlichkeit war um so größer, als bald alle Späßen von allen Dächern pfeifen zu können glaubten, daß Kaiser Napoleon nicht bloß den Vikariatsplan billige, sondern zu dessen Ausdehnung auf die Marken und Umbrien sogar geraten habe. Abbate Stellardi tat alles, um diesem Gerede Halt zu geben. Durch seine außerordentliche Sendung in den Augen der Welt wie in den eigenen



mächtig gehoben, frönte er fröhlich jeglichem Zwischenträgertum. In Rom stellte er Viktor Emanuel als ein unglückliches Opfer napoleonischer Ränke hin und Cavour'schen Druckes; in Turin erzählte er, wie abträglich sich Pius über den Kaiser geäußert habe, was von da wieder nach Paris weitergegeben wurde.

Allein wäre Stellardi persönlich der redlichste Mann gewesen, die Sache, die er vertrat, konnte kein Vertrauen erwecken. Der Vikariatsplan, den man benutzte, um unerhörte Forderungen einfließen zu lassen, mußte ein totgeborenes Kind sein. „Nie wird der Papst zustimmen, nie; ich verbürge mich dafür“, berichtete Gramont an Thouvenel (25. Februar 1860). Immerhin konnte Kaiser Napoleon nun bei Eröffnung der Kammern (1. März) in der Thronrede mit Beziehung auf den Vikariatsplan sagen, in den aufständischen Provinzen des Kirchenstaates habe er das Prinzip der päpstlichen Souveränität retten wollen, leider vergeblich. Der nämliche Staatsakt enthielt indes auch eine an die Adresse Sardiniens gerichtete Verwarnung, die um so schärfer klang, als Kaiser Napoleon in seinen öffentlichen Erklärungen die maßvolle Redeweise abgeklärter politischer Weisheit meisterhaft anzuwenden verstand: „Ich vermag mich einer Politik nicht anzuschließen, die den nachteiligen Anschein gegen sich hat, als sollten alle Staaten Italiens einverleibt werden.“ Das konnte man in Rom so verstehen, als habe der Kaiser weder von den neuen Forderungen etwas gewußt, noch wolle er etwas davon wissen. Allein bald erfuhr man neue Enttäuschung. Während der Kaiser in eben der Thronrede sagte, er habe Sardinien geraten, an der Autonomie Toskanas festzuhalten, betrieb er vollkommen gleichzeitig und mit Hochdruck den Vertrag, der Sardinien die Einverleibung Toskanas, ihm Nizza und Savoyen zusicherte. Da lag der Verdacht nahe, daß jene scheinbare Verwarnung Sardiniens vielleicht gar ein Wink gewesen war, den Cavour nur allzu gut verstand; der Kaiser behalte sich zwar offizielles Grollen und Schmollen vor, im übrigen stehe aber der Weg zum Einheitsstaat offen.

Kaiser Napoleon mußte allgemach fürchten, daß seine zwiespältige italienische Politik ihn in eine unmögliche Lage bringen werde. Er hatte die italienische Nationalpolitik entbunden und sah ihrem Treiben mit Wohlwollen zu, woraus diese das Recht ableitete, alles zu wagen, ohne daß sein Wohlwollen dadurch erhebliche Minderung erfuhr. Er hatte in Villafranca sein Kriegsziel beschneiden, dem Bundesgenossen Venedig versagen müssen. Was zu erwarten stand, besonders seit Cavour am 20. Januar



1860 wieder das auswärtige Amt übernommen hatte, trat bereits ein. Die enttäuschten Aspirationen wollten sich auf der übrigen Halbinsel austoben und zielten, nach der Einverleibung Toskanas und der Emilia, auf die weiterer und immer weiterer Kirchenstaatsstücke. Immer näher kam man an Rom. Dort aber stand die französische Garnison als offenkundiger Beweis, daß Frankreich nicht bloß den diplomatischen, sondern auch den militärischen Schutz des Papstes übernommen hatte. Daher richtete sich das Absehen des Kaisers darauf, seine Truppen baldmöglichst aus Rom zu entfernen. Geschah dieses durch einen Vertrag mit dem Papst, so konnte ihn niemand beschuldigen, daß er den Heiligen Stuhl im Stich gelassen habe. Gramont erhielt den Auftrag, einen solchen Vertrag anzubahnen. Mit Feuereifer machte er sich an diese Aufgabe; einerseits hielt er es selbst für gute Politik, andererseits war der Befehlshaber der französischen Garnison für ihn eine tägliche Widerwärtigkeit. Die Durchführung dieser Absicht nahm die Monate März und April in Anspruch.

Zuerst gedachte man folgenden Weg einzuschlagen. Neapel sollte die militärische Aufgabe übernehmen und Frankreich in Rom ablösen. Man meinte es als einen moralischen, politischen und strategischen Gewinn für das Königreich beider Sizilien darstellen zu können. Allein es erfolgte glatte Ablehnung. Neue Möglichkeiten wurden erdacht, von Gramont in Rom, von Thouvenel in Paris.

Die päpstlichen Werbungen begannen Erfolg zu haben. Da meinte Gramont, man könne französischerseits einen General dem Heiligen Stuhl zur Verfügung stellen, der die Organisierung der päpstlichen Armee übernehme; es ließe sich dann vertragsmäßig abmachen, daß die französische Garnison abziehe, um den päpstlichen Truppen die Aufgabe zu überlassen, für die sie da sind. Dieser Vorschlag fand nicht den Beifall des Kaisers.

Thouvenel seinerseits hatte eine europäische Lösung der römischen Frage erfunden, von der er später sagte, der Nuntius Sacconi habe ihm die Anregung dazu gegeben. Danach sollte auf einer Konferenz der katholischen Mächte mit einem Vertreter des Papstes ein Abkommen getroffen werden, das dem Heiligen Stuhl diplomatische, finanzielle, militärische Hilfen gewährt und Bürgschaften gegeben hätte. Bevollmächtigte von Frankreich, Oesterreich, Bayern, Belgien, Neapel, Sardinien, Spanien und Portugal sollten zugezogen, von der Tagesordnung die Frage der Romagna ausgeschlossen werden. Die genannten katholischen Mächte, denen beizutreten Brasilien eingeladen wird, verbürgen dem Heiligen Stuhl erstens den Besitz



der ihm noch verbliebenen Provinzen, zweitens eine nach der Kopffzahl der katholischen Bevölkerung zu berechnende jährliche Rente, die als unkündbare Staatsschuld von den einzelnen Staaten angesehen und an die Nuntien ausbezahlt wird. Zum Schutz des Heiligen Stuhles wird eine Garnison von 2000 Mann Fußvolf und 500 Reitern gestellt. Frankreich und Osterreich, Sardinien und Neapel sind nicht daran beteiligt; Bayern, Belgien, Spanien, Portugal sollen diese Pflicht übernehmen und in dreijährigen Fristen abwechselnd die Truppen nach Rom senden, die ausschließlich für den Schutz der Stadt und ihres Gebietes zu dienen haben. Dieser Plan scheiterte an dem alsbald erfolgenden Widerspruch Roms. Beanstandet wurde alles: unannehmbar sei, daß über die Romagna nicht verhandelt werden dürfe; abzulehnen eine Garantie, die sich nur auf Teile des Kirchenstaates erstreckte, die andern also preisgebe. Subsidien, die als Staatsschuld angesehen würden, nehme der Papst nicht an; derartige Zahlungen müßten als Ersatz für frühere Abgaben an den Heiligen Stuhl angeboten werden, für Abgaben, die in Wegfall kamen. Auch zöge der Papst es vor, eine eigene Armee anzuwerben, statt auf fremde Garnisonstruppen angewiesen zu sein; Erleichterungen dieser Werbung nehme er dankbar an. Es blieb allerdings nichts übrig als auf das alte Werbeystem zurückzugreifen, da Pius IX. das Rekrutierungssystem mit einem kirchlichen Regiment für unvereinbar hielt. Hierin lag eine besonders große Schwierigkeit. Denn soll ein Territorium die Unabhängigkeit des Papstes wirksam schützen, verteidigen, so kann das nur durch eine Armee geschehen, die von den Bewohnern dieses Territoriums gestellt wird. Wenn aber die Militärpflicht ausgeschlossen ist und Freiwillige in genügender Zahl sich nicht einfinden, bleibt nichts übrig als sich an das Ausland zu wenden. Der frühere belgische Minister Dechamps, der Bruder des Kardinals, veröffentlichte in diesem Jahr 1860 eine Broschüre, in der er unter anderem erzählt, daß er im Jahr 1849 in Brüssel oft mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich verkehrte und damals darüber erstaunte, wie lebhaft der Fürst mit der Frage beschäftigt war, in welcher Weise man eine päpstliche Armee zustande bringen könne. Eine Lieblingsidee des Fürsten sei die gewesen, der Malteserorden erscheine durchaus berufen, dem Papst militärischen Schutz zu gewähren.

Als nun auch Thoubenels Plan gescheitert war, kam der Gramonts in verbesserter Auflage zur Geltung. Ein General sollte es übernehmen, die geworbene päpstliche Armee zu organisieren. Mit einemmal erschien



Lamoricière in Rom. Monsignore de Mérode hatte ihn bewogen, das Kommando der päpstlichen Armee zu übernehmen. Er kommt wie gerufen, schrieb Gramont; der gesuchte General war gefunden. Eifrig wurden nun die Unterhandlungen betrieben, die zum Abschluß des Abzugvertrages führen sollten. In dem Maße, als die neu organisierte päpstliche Armee zahlreich und ausgebildet wurde, konnte, ja mußte die französische Garnison ihr Platz machen. Man einigte sich wie folgt: das französische Jägerbataillon sollte gleich abziehen, im Juni das Linieninfanterieregiment, in den zwei folgenden Monaten der Rest der Truppen. Dieser Vertrag wurde am 11. Mai 1860 unterfertigt. Und ausgerechnet an dem Tage landete Garibaldi in Marsala. Vollkommener Szenenwechsel. Der Abzug hätte für viele ein Einverständnis des Kaisers bewiesen, eine Preisgabe des Papstes bedeutet. Die französischen Truppen blieben in Rom und erhielten im Herbst eine Verstärkung.

\* \* \*

Es folgten nun die Monate von Mai bis Oktober, während deren die Unternehmung Garibaldis wider Sizilien und Neapel alles in äußerster Spannung hielt, bis zu seinem Einzug in Neapel, bis zu der Flucht des Königs nach Gaëta, dem Einmarsch der sardinischen Truppen in den Marken und Umbrien, der Niederlage Lamoricières bei Castelfidardo, der Begrüßung Viktor Emanuels durch Garibaldi als *Re d'Italia*. Wiederum mußte es in Rom tiefste Sorge bereiten, daß, trotz der da verbliebenen französischen Truppen, die Geheimpolitik des Kaisers in alledem mit am Werke schien, als ob der kaiserliche Schutz nur dazu dienen sollte, den letzten Rest der zeitlichen Herrschaft und mit ihr die Unabhängigkeit des Papsttums langsam, sicher, wehrlos dem Mitverschworenen auszuliefern. Das vielberufene *fate presto* mußte die Sorge zum unabweisbaren Verdacht verdichten.

In einem früheren Aufsatz ist dargelegt worden, wie Cavour wider Neapel drei Eisen im Feuer hatte. Das erste waren die scheinhaften Bündnisverhandlungen mit Neapel. Auch da spielten die römischen Aspirationen eine Rolle. Am 27. Juni 1860 schrieb Cavour an Villamarina, eine Bündnisbedingung sei gemeinsames Einwirken auf den Papst, daß er sich der nationalen Politik anschließe, und zwar auf der Grundlage weit-ausgedehnten Vikariatsystems. Am 12. Juli 1860 schrieb Cavour an E. d'Azeglio, wenn die neapolitanischen Bevollmächtigten in der Tat zur Abtretung Siziliens ihre Zustimmung geben und uns helfen wollen, Rom



zu zerstören (à démolir Rome), so könnten wir uns für einige Zeit verständigen.

Das zweite Eisen war der Versuch Persano's, vor dem Eintreffen Garibaldi's in Neapel den Thron durch eine Verschwörung, näherhin ein Pronunziamento, zu stürzen. Das wurde jüngst aus dem Briefwechsel zwischen Persano und Cavour flüchtig geschildert.

Das dritte Eisen war der Plan, in den Marken und in Umbrien einen Aufruhr anzuzetteln, „im Namen der Humanität“ einzumarschieren, so auf dem Landweg nach Neapel vorzubringen. Dieses Eisen diente zum Todesstoß wider den „teuren Vetter“ des Königs Viktor Emanuel, wider das Königtum von Neapel.

Solch gewalttätigen Angriff auf den Kirchenstaat durfte man nicht wagen, ohne zu wissen, was Kaiser Napoleon dazu sage. In einem Brief Cavour's vom 4. Juli 1860 lesen wir wie folgt: „wie wohlwollend der Kaiser Italien gesinnt sei, wie lebhaft er den Einsturz des Thrones von Neapel wünschen mag, es ist offenkundig, daß er die Nordmächte schonen muß und sich offen zu unsern Gunsten nicht aussprechen kann. Im Gegenteil ist er sogar genötigt, öffentlich von Maßregeln abzuraten, die wir nicht vermeiden können. Setzte er noch das nämliche Vertrauen in mich und Rigma wie vor dem Kriege, so würde er in ein geheimes Abkommen willigen. Ist dieses durch Villafranca zerstört, bei meinem Amtsantritt noch fehlende Vertrauen durch unser Verhalten in der Abtretungsfrage neu erweckt worden? das ist die Frage.“

Die Lage im Juli war so, daß Cavour ein geheimes Abkommen, wie das von Plombières, sehnlichst wünschte, aber nicht sicher war, ob Kaiser Napoleon sich auf derlei wieder einließe. Gegen Ende Juli schrieb er an Rigma, auf welche Weise er nach Neapel zu kommen beabsichtige, und daß Cialdinis Expedition (Einfall in die Marken) unmittelbar bevorstehe. Da erschien in der Morning Post vom 30. Juli ein Brief Kaiser Napoleons an den französischen Botschafter in London, Persigny, worin der Satz vorkam: „Ich wünsche, daß Italien zum Frieden kommt; wie das geschieht, ist mir gleichgültig (n'importe comment), vorausgesetzt, daß keine Intervention des Auslandes stattfindet, und meine Truppen Rom verlassen können, ohne daß die Sicherheit des Papstes gefährdet würde.“ Nun wußte Cavour, daß ein geheimes Abkommen doch möglich war. Das n'importe comment stellte einen Freibrief für die Marken und Umbrien in Aussicht. Schon am 8. August erklärte er: „Mit großer Freude las ich den



Brief des Kaisers. Ich sah darin den evidenten Beweis, daß der Kaiser nicht aufgehört hat, der Freund Italiens zu sein.“ Als nun der Kaiser im August nach Algier reiste und seinen Weg über Savoyen nahm, begaben sich Cialdini und Farini zu ihm nach Chambéry (29. August), um ihm den Plan Cavour's ganz genau zu eröffnen. Unmittelbar nach deren Rückkunft berichtete Cavour in einem Brief an Nigra, was geschehen war. Die Aufnahme des Planes durch den Kaiser ließ nichts zu wünschen übrig. „Er billigte alles.“ „Ohne Vorbehalt.“ „Wesentlich ist, daß es geheim bleibt. Ich sage hier, der Kaiser wasche sich die Hände, wünsche uns aber gutes Gelingen.“ In einem etwas spätern Brief hieß es, der Kaiser ermahne im geheimen, a far presto e compiutamente. Das ist nun gerade das Wort, das blitzschnell ganz Italien durchlief. Wenige Tage nach dem Gespräch zu Chambéry wußte man es im Vatikan. Cialdini, der Augen- und Ohrenzeuge, erzählte es jedem, der es gern hören wollte. Drei Wochen nach Chambéry meldete Gramont: hier gibt es niemanden, der nicht überzeugt wäre, daß wir Mitverschworene sind.

Dazu kam, daß Garibaldi offen davon sprach, nun wolle er den Hauptschlag wider Rom führen. Kaum hatte sich diese Gefahr etwas verzogen, als Cavour im Parlament ähnliche Drohungen ausstieß: wir haben die Staatseinheit von den Alpen bis zum südlichen Meer; was fehlt noch und zumeist? Roma capitale! Möchte er noch so viele Versicherungen hinzufügen, was waren Versicherungen! Möchte er gleich sagen, nur im Einverständnis mit Frankreich gedente er vorzugehen, nach dem fate presto war das ein geringer Trost. Was immer er zum Zweck der Beruhigung Europas vorbringen mochte, neben der Wucht des Ausrufs, der da zuerst amtlich erscholl, kam nichts auf: Roma capitale! Der Kampf um Rom schien sich der Entscheidung zu nähern, und dem Papste mußte zu Mute sein, als wäre er nicht bloß von allen Mächten der Welt verlassen, sondern auch von seiner Schutzmacht verraten. Da traten immer bestimmtere Gerüchte auf, er wolle abreisen, flüchten. Schon im Oktober sprach man davon, und bis gegen den Ausgang des Jahres wollten die Gerüchte nicht verstummen. Es mag auf sich beruhen, ob diese Absicht im Vatikan tatsächlich und ernstlich erwogen wurde, doch fördert es den Einblick in die Lage der Dinge, zu beobachten, wie sich die maßgebenden Politiker dazu stellten. Cavour ließ sich im September gelegentlich also vernehmen: „Nur jetzt keinen Kongreß! Er mag kommen, wenn es sich darum handeln wird, den Papst aus Rom wegzubefördern.“



Als im November das Gerüde sehr bestimmt umlief, sagte Cabours alter ego, Nigra, zu Benedetti: „uns kann nur eins helfen, das ist, daß der Papst abreift.“ Allein die zwei waren zu klug, zu sehr Kenner der Verhältnisse, zu sehr Italiener, um im Ernst zu glauben, daß der Papst ihnen diesen Dienst erweisen würde. Sie wußten zu gut, daß das Papsttum doch wieder nach Rom zurückzuziehen müsse, daß diejenigen, die dann da im Regiment sitzen, Bedingungen stellen können. Das genügte für sie, daß sie es wünschten, für den Papst, daß er es unterließ. Anders beurteilten Ausländer diese Angelegenheit. Man könnte Zeugnisse zum Beweise häufen, wie die damaligen englischen Regierungskreise die Abreise des Papstes gewünscht und betrieben haben. Es war arger No-popery-Geist dahinter, der wähnte, mit der Abreise sei das Papsttum abgetan. Hiegegen hat niemand so nachdrücklich davor gewarnt als Thoubenel. Grammont hielt die Abreise oder Flucht wiederholt für unmittelbar bevorstehend; wenigstens schrieb er in diesem Sinn und nahm das Verdienst in Anspruch, den Papst „bei der Soutane festgehalten zu haben“. Ja er rühmte sich sogar, daß auf seine Veranlassung die Maschine des Schiffes, das für die Flucht bereit lag, in Unstand gebracht wurde<sup>1</sup>. Wie aber stand der Kaiser Napoleon dazu? Nach der Politik seines Ministers und seines Botschafters zu urtheilen, wollte er, daß alle Hebel wider die Abreise in Bewegung gesetzt würden. Sieht man aber genauer zu, so meint man zu bemerken, daß beide nicht sicher wußten, ob sie der Meinung, der innersten Meinung ihres kaiserlichen Herrn damit entsprächen. Und glaubhaft ist eine Äußerung des Kaisers über die Abreisegerüchte zum 12. November d. J. überliefert, danach er gewünscht hätte, es wäre geschehen, weil es die Lösung der verwickelten Frage zu fördern geeignet sei.

Es hat den Anschein, als ob Cardinal Antonelli die Annahme, daß der Aufenthalt des Papstes in seiner Stadt unmöglich werden könnte, benützt habe, um den wenig bestimmten Begriff der „Garantie“ zu klären. Bedeutete die Garantie, welche in der Anwesenheit französischer Truppen in Rom angeblich liegen sollte, daß diese gegebenenfalls von der Waffe tatsächlich Gebrauch machen werden? Und wenn ja, wann tritt der gegebene Fall ein? Bei einem Angriff auf das Patrimonium oder bloß bei einem Angriff auf die Stadt, bei einem künstlich in der Stadt selbst

<sup>1</sup> Genau das nämliche tat Persano im Hafen von Neapel, um die Flucht des Königs zu verhindern.



herborgerufenen Aufstand oder bloß bei einem Angriff auf den Vatikan und auf die Person des Papstes? Schon sprach man davon, daß bloß das rechte Ufer dem Papst verbleiben solle. Eingeweihte wußten, daß Kaiser Napoleon häufig und nachdrücklich zu sagen pflegte, die einzige Aufgabe seiner Truppen in Rom sei der persönliche Schutz des Papstes. Wenn mehrere Zehntausende, äußerlich nur mit trikoloren Fahnen, heimlich aber mit tüchtigen Dolchen Bewaffnete den Corso mit dem Getöse durchziehen: „Tod dem Papst“, sollen die französischen Truppen dann nach dreimaligem Anruf einschreiten? Ja oder nein? Der französische Botschafter stellt vertraulich diese Frage an seinen Chef, den Minister. Er braucht ihm nicht zu sagen, wie leicht sich das von einem Tag zum andern in Szene setzen läßt. Gramont meint die Frage bejahen zu müssen. Die Verlegenheit der Lage wird aber grell durch den Zweifel des Botschafters erhellt, ob das auch der Wille, der eigentliche und innerliche Wille des Kaisers sei?

Der Nuntius Sacconi war beauftragt, um bündigen Bescheid zu bitten. Der Papst vermöchte nur dann in Rom zu verbleiben, wenn er die bindende Zusage erhielte, daß er und die gesamte Kurie in Rom wirklich geschützt würden. Es ist auffallend, daß seitdem, schon in den Verhandlungen des folgenden Jahres, man der Formel begegnet „Garantie mit dem casus belli“; als ob sich die Einsicht erst hätte durchdringen müssen, nur eine solche Garantie sei wirkliche Wirklichkeit, welche jeden gewalttätigen Angriff auf das Objekt der Garantie ausdrücklich als Kriegsfall bezeichnet.

\* \* \*

Schon in den Tagen, an denen Cavour im Turiner Parlament Rom als künftige Hauptstadt bezeichnete, trug er sich mit dem Gedanken, eine heimliche Unterhandlung mit Cardinal Antonelli einzufädeln. Diese Angelegenheit spielte sich in den letzten Wochen des Jahres 1860 und den ersten zwei Monaten des Jahres 1861 ab. Mit Ausnahme des sardinischen Konsuls in Rom, Teccio di Bajo, sind die daran Beteiligten vom Standpunkt des Staatsdienstes sämtlich Außenseiter gewesen, der Arzt Pantaleoni, der Theologe Passaglia, der Advokat Salvatore Uguglia, der sizilische Priester Don Antonio Isaia, der Anwalt Bozino und einige andere. Aus zwei Gründen verzichten wir auf eingehende Darstellung dieser verwickelten Intrige, der es an subalternen Zügen nicht fehlt. Der Hauptgrund ist der, daß nichts dabei herauskam, nicht bloß kein praktisches Ergebnis, sondern auch keine ernste Verhandlung. Dazu kommt, daß die



Berichte den Mangel haben, der in derlei Fällen die Regel ist. Solchen Außenseitern fehlt es zumeist am staatspolitischen Augenmaß. Sie sehen, was sie taten, in weltgeschichtlicher Aufbauschung, viel zu groß, viel zu wichtig. Es bedarf dann eingehender Kritik, um derlei Berichte auf ihr richtiges Maß zurückzuführen; zu diesem meistens reichlich negativen Resultat zu kommen, muß man in langwierige und langweilige Ausführungen eintreten.

Und doch gibt es einige Überbleibsel dieser Episode, denen sehr großer quellenkritischer Wert eignet. Es sind die Entwürfe, die das schon fast fertige spätere Garantiegesetz enthalten. Wir kommen bei anderer Gelegenheit darauf zurück. Ein gleiches gilt von der berühmten Zauberformel Cavour's, die er im März 1861, man möchte sagen, *urbi et orbi* verkündete: „Freie Kirche im freien Staat.“ Er verkündete es der Stadt Rom, denn er meinte, darin die Lösung der römischen Frage zu sehen; er verkündete es dem Erdkreis, denn er wählte, die Trennung von Kirche und Staat müsse allenthalben kommen und werde im 20. Jahrhundert überall durchgeführt werden. So ist unseres Erachtens seine Zauberformel aufzufassen. Sachlich ist sie im Zusammenhang mit dem Garantiegesetz zu erörtern; eine psychologische Bemerkung möge indes hier gestattet sein.

Die letzten Reden Cavour's in der Kammer wie im Senat im März und April 1861 haben ganz andern Klang und Schwung, andere Kraft und Wucht als seine sonstigen Reden. Auf der Tribüne wie im Arbeitszimmer war er der nüchternste Geschäftsmann, alles eher als Romantiker, Realpolitiker durch und durch. In jenen Reden aber, die, wie Variationen ein Thema, seine Zauberformel umspielen und umschreiben, wird er Romantiker, wird Gefühlspolitiker. Dazu erinnere man sich an die letzten Worte, die er überhaupt sprach, er sagte sie im Dämmerungsdunkel nahenden Todeskampfes zu dem Priester, der ihm beistand: *Frate, frate, libera Chiesa in libero Stato.*

Der nüchterne Spötter scheint erfahren zu haben, was es heißt, in den Bann eines Ideals zu geraten; wie das ist, wenn eine Idee Ideal wird, wenn aus einem Begreifen, aus einer Einsicht sich ein Meer von Licht ergießt, das alle Sphären der Gedankenwelt erhellt, Vergangenes und Künftiges beleuchtet, Endliches und Unendliches verbindet.

Auch eine einseitige Idee, auch ein irriger Leitsatz kann psychologisch diese Wirkung ausüben. Es fragt sich nur, wie dicht das Dunkel war, das aufgehellt wird, wie scharf die Spannung empfunden wurde, die nun Entspannung erfährt.

Cavour gehörte unseres Erachtens nicht zu der großen Schar derjenigen, welche in diesem Kampf um Rom vorab die günstige Gelegenheit sahen, mit der geistlichen Macht des Papsttums aufzuräumen. In dieser Schar hatte er viele Freunde und Helfer; an sich aber wollte er eine Lösung der römischen Frage,



welche die Unabhängigkeit und Freiheit der geistlichen Souveränität des Papstes gewährleistet.

Cavour hatte den durchdringenden Blick des Staatsmannes, der jeder Möglichkeit auf den Grund sieht und deren Folgeerscheinungen nach allen Seiten hin in einem erfasst.

Die Lösung der römischen Frage durch die Zauberformel Cavour's ist aber ein aufgelegtes Umding, nicht aus theologischen oder philosophischen, nicht aus kirchenrechtlichen oder kirchenpolitischen Gründen, die nur großer Fachwissenschaft zugänglich wären, sondern eben ein aufgelegtes Umding. Ein sardinischer, wie immer durch glückliche Aspirationen zum italienischen Minister entwickelter Staatsmann, der der Kirche Freiheit gibt, kann ihr keine Unabhängigkeit und Freiheit geben als innerhalb der Grenzen dieses Staates. Der mag noch so rapid gewachsen sein, noch so weites Wachstum vorhaben, der Weltstaat ist er noch nicht. In der Lösung der römischen Frage handelt es sich aber um weltweite Unabhängigkeit und weltweite Freiheit des geistlichen Papstamtes.

An sich wäre es deshalb unfaßlich, daß Cavour in der Zauberformel die Lösung sah, die ihn befriedigte und beglückte.

Wie dicht muß das Dunkel gewesen sein, das er aufgehellte wähnte, wie scharf die Spannung, die ihn beglückend gelöst dünkte! Aus mancherlei Beobachtungen kann man abnehmen, daß er in der römischen Frage nicht mehr ein noch aus wußte, daß ihm nichts so gemeint war, als die im Parlament wiederholt abgegebene Versicherung, keine Frage sei schwieriger, vielleicht habe es nie eine schwierigere gegeben.

\* \* \*

Zwei gewaltige Redeturniere haben im Februar und März 1861 die römische Frage als die aktuellste Frage der europäischen Politik erscheinen lassen. Das eine fand zu Paris statt, im Corps législatif, das andere im ersten italienischen Vollparlament, anschließend an die Proklamation des Königreichs Italien.

In Paris vertrat der Abgeordnete Keller den katholischen, kirchlichen Standpunkt; er tat es so glänzend, daß Olivier in seinen Erinnerungen schreibt, er habe nie wieder Ähnliches gehört. Die größte Sensation war indes die Rede des Prinzen Napoleon im Senat am 1. März 1861. In der Separatausgabe umfaßt sie 72 Seiten. Aus den angeblichen Vorarbeiten wurde ein ganzes Buch von 152 Seiten gemacht. Viel-Castel zeichnete in seinem Tagebuch ein, nie habe das Luxemburg eine so revolutionäre Rede gehört. Mérimée schrieb während der Rede an Panizzi: Wenn der Kaiser nur die Hälfte von dem billigt, was sein Vetter da sagt, dann verlassen unsere Truppen demnächst Rom, und das Papsttum ist in Auflösung begriffen. Cavour beglückwünschte den Prinzen, seinen Gönner;



was Solferino für die Österreicher, sei seine Senatsrede für das Papsttum. In Erinnerung an die Bresche der Porta Pia nimmt es sich seltsam aus, daß in diesem Brief zu lesen steht, in nicht ferner Zeit werde Viktor Emanuel seinen Einzug in Rom halten und der Prinz werde ihn begleiten, eine gewaltige Bresche habe seine Rede bereits in das Gemäuer der ewigen Stadt geschlagen. Und doch gab der rote Prinz, der die Pose des Voltairianers liebte, in der gedachten Rede zu, das Problem bestehe darin, wie man der unbestrittenen geistlichen Souveränität des Papstes die Aktionsfreiheit erhalte, welche ihm durch die zeitliche Herrschaft gegeben wird. Auch der Prinz verlangt eine internationale Bürgschaft für den territorialen Restbesitz des Papstes, durch alle europäischen Mächte verbürgte Einkünfte, eine Garnison. Freilich wird der Restbesitz des Papstes auf das rechte Tiberufer beschränkt. Der Prinz verfiel in den Ton der Broschüre „Der Papst und der Kongreß“, wenn er von diesem Sedezstaat sagte, inmitten der Weltstürme sei so dem Katholizismus eine Dase bereitet. Was dieser Rede die radikale Färbung gab und den Beifall aller Radikalen Europas zuzog, ist die Heftigkeit gewesen, mit der die zeitliche Herrschaft verurteilt, die Entschiedenheit, mit der Rom als einzig mögliche Hauptstadt Italiens gefordert wurde.

Unter den Reden Cavour's, zweien in der Deputiertenkammer am 25. und 27. März, zweien im Senat am 9. April, enthält die vom 27. März das Programmwort von der freien Kirche im freien Staat, und im Anschluß an diese wurde die Tagesordnung angenommen, in der die Kammer die Erwartung ausspricht, Rom werde als Hauptstadt mit dem Reiche vereint werden.

Ganz Europa las diese Reden und Beschlüsse; allenthalben gewann man den Eindruck, der Kampf um Rom trete in seine letzte Phase. Zwei Lösungsversuche des Problems wurden in diesem Frühjahr 1861 noch in Angriff genommen. Der erste ließ sich als internationale Aktion an, verlief aber im Sande, wohin Thoubenel die Verhandlungen lenkte.

Die Anregung dazu ist vom Kardinal Antonelli ausgegangen, der sich dabei auf den Heiligen Vater berief. Dem neuen spanischen Botschafter in Rom, dem Marquis Manuel de Miraflores, legte Antonelli nahe, seiner Regierung mitzuteilen, daß man sich von einer an Frankreich gerichteten gemeinsamen Note der katholischen Mächte einen Erfolg versprechen könne. Die Lage des Heiligen Stuhles könne bedrohter nicht sein und rechtfertige diesen Schritt. Am 23. März 1861 schrieb in der Tat der spanische



Außenminister Saturnino Calderón Collantes in diesem Sinn nach Paris, Wien, München und Lissabon, eine Kollektivbürgschaft der Mächte für die Unabhängigkeit des Papstes erschiene ihm als eine geziemende Lösung der römischen Frage. Es scheint, daß diese Fassung manchen zu unbestimmt dünkte. Am 7. April besteht Miraflores darauf, es müsse eine konkrete Formel vorgelegt, ein Überfall des päpstlichen Patrimoniums als Kriegsfall erklärt werden. Die Korrespondenz zwischen Gramont und Thoubenel steht außerhalb dieser Aktion. Da ist es nun auffallend, daß gleichfalls aus Rom am Tage vorher, am 6. April, Gramont an seinen Chef schrieb: „Alle diese Erwägungen führen mich zum ersten Teil meiner Note vom 23. März zurück, d. h. zu einer gemeinsamen Erklärung der katholischen Mächte oder einer Einzelerklärung Frankreichs, welche die Mißachtung der päpstlichen Grenze, wie ich sie umschrieb, als Kriegsfall bezeichnet.“

Soweit ging man aber nicht. In der fast gleichlautenden Note, welche der österreichische und der spanische Botschafter in Paris, Fürst Metternich und S. Mon, am 28. Mai dem Minister Thoubenel überreichten, stand nichts davon. In seiner Antwort bereitete Thoubenel der internationalen Aktion ein sicheres Begräbniß. Das war um so bedauerlicher, als die päpstliche Regierung bald darauf einen entgegenkommenden Schritt tat. Der Nuntius in Madrid erklärte nämlich im Auftrag seiner Regierung und mit Hinterlassung einer Verbalnote dem Minister Collantes, daß der Heilige Stuhl nun bereit sei, eine Kollektivgarantie der Mächte anzunehmen, die sich bloß auf den gegenwärtigen Stand des Kirchenstaates bezöge. Die Proteste blieben in Kraft, betreffs der Zukunft werde keine Vorentscheidung getroffen, doch bliebe das ohne Einfluß auf das Objekt der Garantie. Die Antwort Thoubenels hatte aber den Fortgang dieser Verhandlungen so gut wie unmöglich gemacht. Übersetzt man sie aus einer verwickelten Kanzleisprache in einfache Worte, so lautete sie wie folgt: Beide Regierungen, die österreichische wie die spanische, hätten nun eine günstige Gelegenheit, zu beweisen, daß sie die Interessen des Heiligen Stuhles höher stellen als dynastische. Sie brauchten nur sich bereit zu erklären, daß sie das Königreich Italien anerkennen wollen; damit wäre eine Grundlage für gedeihliche Verhandlungen gelegt. Diese Antwort, vom 6. Juni datiert, wurde den Botschaftern am 7. Juni eingehändigt, am Todestag Cavour's.

Während Thoubenel mit der Abfassung seiner Antwort beschäftigt gewesen ist, kam ein anderer, bedauerlicher Lösungsversuch der römischen Frage dem Abschluß nahe; ein bedauerlicher Versuch, weil er von dem



Grundgedanken eingegeben war, ohne jede Mitwirkung des Papstes abzuschließen, demnach eine Lösung über ihn zu verhängen. Man hatte auf französischer Seite die Auskunft erdacht, daß dem Abzug der Truppen nichts im Wege stehe, wenn das Königreich Italien die Verpflichtung auf sich nehme, den Rest des Kirchenstaates selbst nicht anzugreifen, einen Angriff von anderer Seite aber als Kriegsfall anzusehen. Es ist interessant, wahrzunehmen, daß sich nun der Kriegsfall in diesen Entwurf verirrt, in den er wie Pilatus ins Credo geriet. Höchst seltsamen Eindruck mußte hervorrufen, was Odo Russell, der spätere Lord Amhurst, berichtet; er berief sich dabei auf James Hudson, den britischen Gesandten in Turin und intimen, langjährigen Freund Cavour's. Danach hätte Cavour die erwähnte Verpflichtung auf die Landseite beschränken wollen, für die Verteidigung der Küste müsse der Papst selbst sorgen. Jedermann sah auf den ersten Blick die Absicht, für eine neue Auflage von Garibaldi's Sizilienfahrt die Türe offen zu halten. Die Vorschläge im einzelnen erfahren wir aus dem Brief des Prinzen Napoleon an Cavour vom 13. April 1861, aus Cavour's Antwort vom 17. und aus Thouvenel's Brief an Gramont vom 21. Man war sich in Paris bewußt, daß man hierin von Italien bloß fordere; der Abzug der französischen Truppen aus Rom wurde von französischer Seite so lebhaft gewünscht, daß man ihn als Gegengabe Frankreichs wohl nicht ausgeben durfte. Man konnte aber mit einer Gegenleistung dienen, die für Italien höchsten Wert hatte, die Anerkennung des Königreichs, die noch nicht erfolgt war. Deshalb begreift man, daß auf italienischer Seite diese Vorschläge geneigtes Gehör fanden. Indes schrieb Thouvenel am 9. Juni: „Heute verschwindet alles neben dem großen und traurigen Turiner Ereignis. Der Tod Cavour's verändert die Gesamtlage. Was die römische Frage angeht, verzichte ich auf den geplanten Vertrag.“ Als Pius IX. im Vatikan die Turiner Nachricht erhielt, erhob er die Hände zum Himmel und sagte: „Beten wir für ihn, die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich.“ Kein Wort von Politik und kein Gedanke daran. Der Stellvertreter des guten Hirten sah nur hüben den Heimgang einer Seele und drüben dessen Ziel, die unendliche Barmherzigkeit Gottes.

\* \* \*

Im Nachlaß Cavour's befand sich kein wichtigeres Stück, kein schwereres Schicksal, als jener Kammerbeschluß vom 25. März 1861, welcher verfügte, daß Rom Reichshauptstadt werden müsse. Dieses Erbe der Cavour-



sehen Politik bedrückte durch ein Jahrzehnt seine Nachfolger, von Nicasoli bis Visconti-Venosta. Als dieser die römische Frage durch das Garantiegesetz bleibend und restlos bereinigt und beendet zu haben vermeinte, ergab sich, daß die römische Frage im katholischen Sinn nun erst recht mit weltweiter Wucht auf Neu-Italien zu lasten begann. Die Kirchenstaatsfrage, so sagte einst Cavour, könnte eine europäische, eine Weltfrage werden. Von diesem Ende und Anfang der römischen Frage soll ein weiterer Beitrag handeln.

Robert von Kossig-Kienec S. J.